

den Prozeß der Gräfin Lamotte verwickelt zu werden?“

„Weil ich schweres Unrecht auf mich geladen hatte,“ rief Retaur heftig. „Weil ich von den Versprechungen, den Verführungskünsten, den Schwindeleien der Gräfin mich hatte hinreißen lassen. Ich war arm, ich lebte ungeschützt und unbeachtet, und ich wünschte, reich und angesehen, geehrt und ausgezeichnet zu werden. Die Lamotte versprach mir das Alles. Sie wollte mich durch den Cardinal zu Ehren und Würden befördern, sie wollte mich bei Hofe einführen, ich sollte durch sie reich und angesehen werden! Ich glaubte ihren Vorspiegelungen, und ich that wie ein ergebener Sklave Alles, was sie von mir forderte!“

„Sclavenseele!“ rief die Gräfin mit einem Ausdruck unaussprechlicher Verachtung.

„Was verlangte die Gräfin von Ihnen?“ fragte der Präsident. „Was thaten Sie im Auftrage Ihrer Herrin?“

„Ich schrieb die Briefe, welche für den Cardinal bestimmt waren,“ erwiderte Retaur de Villette seufzend. „Die Gräfin verfaßte dieselben, und ich schrieb sie ab in der Handschrift der Königin.“

„Woher kannten Sie diese Handschrift?“

„Die Gräfin übergab mir ein Buch, in welchem ein Brief der Königin abgedruckt und genau ihre Handschrift nachgebildet war. Nach diesem Facsimile malte ich die Buchstaben nach, zuerst immer in einem Brouillon, von dem ich die Reinschrift nahm.“

„Er lügt! Er lügt!“ schrie die Gräfin mit wüthender Geberde.

„Und wie verhielt es sich mit der Schuldverschreibung für die Juweliere Böhmer und Bassenge? Wissen Sie davon?“

„Ja,“ erwiderte Retaur seufzend, „ich weiß davon, denn ich habe auf Befehl der Gräfin Valois dieselbe geschrieben, auch die Unterschrift hinzugefügt.“

„Hatten Sie dazu ein Vorbild?“

„Ja, die Unterschrift des Facsimile.“

„Stand unter diesem gedruckten Briefe denn eine solche Unterschrift, wie Sie unter die Verschreibung setzten?“

„Nein, es stand darunter nur der Name Marie Antoinette, ohne weiteren Zusatz; aber die Gräfin meinte, dies sei nur eine vertrauliche Unterschrift, wie eine Tochter sie an ihre Mutter richtet, (denn der mitgetheilte Brief war von der Königin an ihre Mutter gerichtet, und gleich nach ihrer Ankunft als Dauphine von Frankreich geschrieben worden), in einem ernstlichen und bedeutenden Actenstück genüge die Unterschrift nicht, sondern es müsse dieselbe einen mehr offiziellen Charakter haben. Wir hatten darüber eine lange Beratung, und kamen endlich überein, daß die richtige offizielle Unterschrift lauten werde: „Marie Antoinette de France.“ So machte ich diese Unterschrift erst

einige Male zur Probe, und zeichnete sie dann auf dem Schuldschein nach der gelungenen Probe durch.“

„Er lügt!“ schrie die Gräfin, wüthend mit dem Fuße stampfend. „Er ist ein schändlicher Lügner und Verleumder!“

„Ich bin bereit, sofort den Beweis zu führen, daß ich die Wahrheit gesprochen,“ sagte Retaur de Villette sanft. „Wenn man mir Schreibmaterialien geben will, so werde ich die Unterschrift der Königin so schreiben, wie ich sie unter den Schuldschein gesetzt habe.“

Der Präsident gebot dem Huissier, die nöthigen Schreibmaterialien auf einem der Seitentische bereit zu legen, dann ward Retaur de Villette zu demselben geführt. Er nahm die Feder, und mit rascher Hand warf er einige Worte auf das Papier, das er dann dem Huissier darreichte, der es zu dem Präsidenten hintrug.

Dieser nahm das Papier, und verglich die auf demselben geschriebenen Worte mit denen, welche auf der Schuldverschreibung standen. Dann reichte er die beiden Papiere dem General-Procurator, und dieser dem nächststehenden Richter dar. Das Papier ging von Hand zu Hand, und nachdem es wieder zu dem Präsidenten gelangt war, erhob sich dieser von seinem Sitz.

„Ich glaube, daß diese Schriftzüge ganz übereinstimmend sind mit denen unter der Schuldverschreibung. Der Zeuge hat für mich den unumstößlichen Beweis geliefert, daß er der Verfasser jener Unterschrift sowohl wie der Briefe an den Herrn Cardinal ist. Er war das strafwürdige Werkzeug der Verbrecherin Lamotte-Valois. Diejenigen der Herren Richter, welche meiner Ansicht sind, mögen sich von ihren Sitzen erheben.“

Sämmtliche Richter erhoben sich wie ein Mann. Die Gräfin Lamotte-Valois kreischte laut auf, und stürzte, von fürchterlichen Krämpfen befallen, zu Boden.

„Ich erkläre die Untersuchungen und Verhöre für geschlossen und beendet,“ sagte der Präsident, sein Haupt bedeckend. „Man führe die Angeklagte und die Zeugen hinaus und leere die Zuhörer-Tribüne. Wir ziehen uns jetzt in das Beratungszimmer zurück, um die Urtheilssprüche zu normiren, welche morgen gefällt werden sollen.“

7.

Das böse Omen.

Der Tag neigte sich seinem Ende! Dieser ewig lange Tag, dieser einunddreißigste August des Jahres 1786 ging endlich zur Neige. Ganz Paris hatte ihn in athemloser Spannung und febrilhafter Ungeduld

hingebracht. Niemand hatte seinen Geschäften nachgehen mögen. Die Läden waren geschlossen, die Werkstätten der Handwerker standen leer, selbst in den Estaminets und den Cafés war es öde; die Küche und ihre Gehülften hatten keine Arbeit und ließen das Feuer auf dem Herde verlöschen, denn es schien, als ob Paris keinen Hunger verspüre, als ob Niemand Zeit habe, sich zu sättigen.

In der That, Paris hatte an diesem Tage wirklich keinen Hunger auf leibliche Speisen! Paris war an diesem Tage nur hungrig auf eine Nachricht, es sehnte sich nur nach einer Speise für seine Neugierde.

Diese Nachricht, nach welcher es hungerte, diese Speise, welche seine Neugierde ersehnte, sie sollte ihm aus dem Gerichtssaal der Conciergerie kommen! Von dort erwartete es Stillung seines Hungers, Befriedigung seiner Sehnsucht.

Im Saale der Conciergerie waren die Richter versammelt, um in dem Halsband-Prozeße das letzte entscheidende Urtheil zu fällen, und mit demselben ganz Frankreich, ganz Europa zu sagen, ob die Königin von Frankreich vor den Augen Gottes und seiner Stellvertreter auf Erden unschuldig und rein sei, oder ob der Schatten eines Verdachtes hinfort ihre hohe, stolze Stirn vor den Augen ihres Volkes undüffern solle!

Seit der Frühe des Morgens, von fünf ein halb Uhr an befanden sich die Richter des hohen Parlements-hofes, neun und vierzig an der Zahl, eingeschlossen in dem Rathungssaal, um die Urtheile zu fällen.

Seit der Frühe des Morgens, von fünf ein halb Uhr an, befand sich eine ungeheure, dichtgedrängte Menschenmasse auf dem weiten Platze vor der Conciergerie, und starrte in athemloser Erwartung nach der großen Pforte des Gebäudes hin, in jeder Minute hoffend, daß die Richter aus derselben hervortreten, daß man endlich das Urtheil erfahren werde.

Aber der Tag verging, und noch immer blieben die Pforten geschlossen, noch immer tönte die Kunde aus dem Rathungssaal zu dem laufenden Volke, das den Platz und die angrenzenden Straßen erfüllte, hinaus.

Sier und da begann das Volk zu murren, hier und da hörte man laute Stimmen, welche ihren Unwillen äußerten über das lange Zögern, das lange Besinnen der Richter. Hier und da sah man Gesichter voll höhnennden Trostes, voll lachender Bosheit sich durch die Menge schieben, um sie mit beißendem Wort und spottender Rede aufzustacheln und zur Ungeduld aufzureizen. Alle die Redner der Clubs und der geheimen Gesellschaften befanden sich unter der Menge, alle die geheimen und öffentlichen Feinde der Königin hatten ihre Boten hierher gesandt, um dem Volke giftige Worte, spöttische Bemerkungen zuzuräumen, um die Königin Marie Antoinette wenigstens durch die öffentliche Meinung verurtheilen zu lassen, wenn etwa die

Richter sie nicht verurtheilen sollten, das heißt, wenn sie nicht den Cardinal für unschuldig erklären sollten der ihm zur Last gelegten Majestätsbeleidigung, des Mangels an Ehrfurcht gegen die Königin von Frankreich.

Man wußte, daß der General-Procurator in seinem Resumé auf die Bestrafung des Cardinals angetragen hatte. Das war die einzige Kunde, welche aus dem Gerichtssaal herausgedrungen war. Irgend ein bevorzugter Journalist, oder ein Freund der Königin hatte diese Nachricht erhalten; sie war mit Windesschnelle durch ganz Paris verbreitet worden, und in tausend und aber tausend Abschriften circulirte der Strafantrag des General-Procurators gegen den Cardinal.

Dieser Strafantrag lautete: „Der Cardinal Rohan ist anzuhalten, dem Parlament in Gegenwart des General-Procurators zu erklären: er habe sich frecher Weise unter dem Namen der Königin in die Unterhandlung wegen des Halsbandes gemischt, und in noch frecherer Weise an ein Rendezvous geglaubt, welches ihm die Königin solle zur Nachtzeit gegeben haben, und wofür er die Königin und den König in Gegenwart des Gerichtshofes um Verzeihung bitten wird. Ferner ist der Cardinal anzuhalten, seine Stellung als Groß-Almosenier binnen einer gewissen Zeit niederzulegen, bis auf eine gewisse Entfernung dem königlichen Hause und den Orten, wo der Hof sich aufhält, nicht zu nahen, und endlich bis zur vollen und gänzlichen Erfüllung des Beschlusses im Gefängniß zu bleiben.“

Die Freunde und Anhänger des Cardinals, die Feinde und Verfolger der Königin empfingen diesen Antrag des General-Procurators mit Ingrimm und Zorn, sie tabelten laut den servilen Mann, welcher das Befehl beugen wollte vor dem Thron, sie ergingen sich in unehrerbietigen Bemerkungen und verleumderischen Anspielungen gegen die Königin, welche mit ihrer Coquetterie und dem Erlös der Diamanten die Richter bestochen, und vielleicht jedem von ihnen ein Rendezvous bewilligt habe, um ihn für sich zu gewinnen.

„Mögen die Richter sie freisprechen,“ kreischte Marat's grellende Stimme aus der Mitte eines Volkshaufens heraus, „das Volk wird sie verurtheilen. Das Volk ist immer gerecht, das Volk ist unbeflehtlich wie die Gottheit, und das Volk wird daher seinen Urtheilsspruch nicht leugnen vor den schönen Augen und dem verführerischen Lächeln der Deserterin. Das Volk wird sich nicht dumm machen lassen, nicht an das Märchen von den nachgemachten Briefen und der gefälschten Unterschrift glauben.“

„Nein,“ lachte und jubelte die Menge um ihn herum, „wir werden das nicht glauben! Die Königin hat die Briefe geschrieben! Die Königin versteht sich auf Liebesbriefe!“

„Die Königin liebt es ja, sich allerhand Späßchen zu erlauben,“ donnerte der Brauer Santerre in einer

andern Gruppe des Volks. „Sie hat sehen wollen, ob ein schönes Mädchen von der Straße wohl im Stande sei, die Königin von Frankreich zu spielen und sie hat sich zugleich rächen wollen an dem Herrn Cardinal, weil sie wußte, daß er sie einmal bei ihrer Frau Mutter, der Kaiserin, verklagt habe wegen ihres leichtfertigen und unanständigen Betragens, und wegen der schlechten Manieren, welche die Dauphine hier am Hofe einführen wollte. Sie hat daher mit ihren Blicken, ihrem Lächeln und ihrem ansehnlichen Borne den Herrn Cardinal so lange aufgeschächelt und gereizt, bis er über die Ohren in die schöne und schmollende Königin verliebt war. Und das wollte sie, und das war ihre Absicht, denn nun konnte sie sich rächen. Sie bewilligte dem Cardinal ein Rendezvous, und während sie heimlich im Bosquet der Scene zuschaute, ließ sie die schöne Mademoiselle Oliva ihre Rolle spielen. Nun, Ihr seht es wohl, es ist gar nicht so schwer, eine Königin vorzustellen, denn Mademoiselle Oliva hat ihre Sache so gut gemacht, daß der Cardinal sich richtig hat täuschen lassen, und eine Dirne von der Straße für die Königin von Frankreich gehalten hat.“

„Es wird noch besser kommen, noch immer besser,“ schrie der Schuster Simon dicht neben ihm mit einem brüllenden Lachen. „Jetzt hat der Herr Cardinal eine Dirne von der Straße für die Königin von Frankreich gehalten, aber wartet nur ein wenig, meine lieben Brüder, es wird nicht mehr lange dauern, dann werden wir die Königin von Frankreich für eine Dirne von der Straße halten, und ich denke, wir werden es noch erleben, daß sie die Straße mit dem Besen zu kehren hat, damit das edle, hochherzige Volk trockenen Fußes darüber hinschreiten kann.“

In das laute Gelächter, mit welchem das Volk diese Rede des Schusters Simon beantwortete, mischte sich ein einziger Schrei des Horns, der indessen unter der rohen Lustigkeit des Volkes verhallte. Dieser Schrei tönte von den Lippen eines Mannes in einfacher Bürgertracht, der sich mitten in das Volksgewühl hineingestürzt, und mit kräftigen Armen sich vorwärts geschoben hatte, um so nahe als möglich zu der Eingangsthüre der Conciergerie zu gelangen, und zu den ersten zu gehören, welche die verhängnißvolle Botschaft von da innen aus dem Gerichtssaal empfangen könnten.

Niemand, wie gesagt, hatte diesen Schrei gehört, Niemand kümmerte sich um diesen jungen Menschen mit dem kühnen, trotzigen Angesicht, der mit zuckenden Mienen die boshaften Reden anhörte, welche rings um ihn her ertönten, jeden dieser höhnenenden Wiße mit einem flammenden Hornesblick erwiderte, bei jedem Ausfluchen des Volkes seine Lippen zusammenpreßte, um das drohende Wort zurück zu halten, das schon auf seinen Lippen schwebte.

Jetzt endlich war es ihm gelungen, ganz nahe zu dem Thor der Conciergerie vorzudringen, und seine

Augen richteten sich mit einem Blicke glühender Neugierde auf dieses Thor hin.

Seine ganze Seele lag in diesem Blicke, er hörte nichts mehr von den spöttischen Reden, die um ihn her ertönten, er sah nichts mehr von Allem, was um ihn her vorging. Er sah nur diese verhängnißvolle Thür, hörte nur auf das Geräusch, welches aus dem Innern der Conciergerie ertönte.

Endlich, nach langem Harren, endlich, da die Sonne schon untergegangen war, öffnete sich diese Thür ein wenig, und ein Mann trat heraus. Das Volk, welches bei seinem Erscheinen in ein lautes Subelrufen ausgebrochen war, verstummte, als es erkannte, daß dies nicht der Quisier sei, welcher mit seiner Riesenstimme von dem Perron herab dem Volke das gefällte Urtheil verlesen sollte, sondern nur einer der untern Gerichtsdiener, die an den Außenthüren Wache hielten.

Dieser Mann stieg mit gleichgültiger Miene die Stufen des Perrons hernieder, und auf das laute Geschrei und Gebrüll, mit welchem man ihn jetzt nach dem kurzen Schweigen der Enttäuschung befragte, ob das Urtheil bereits gefällt, ob der Cardinal unschuldig erklärt sei, antwortete er ruhig: „Ich weiß es nicht. Aber ich glaube, der Quisier wird bald erscheinen. Meine Dienststunden sind zu Ende, und ich gehe nach Hause, denn ich bin halb todt vor Hunger und Durst!“

„Lasset den armen verhungerten Gerichtsdiener doch passieren, ihr Leute,“ rief der junge Mann, sich dicht zu ihm herdrängend. „Seht nur, wie erschöpft er ist. Kommt guter Muth, gebt mir Eure Hand, laßt Euch von mir unterstützen.“

Und er faßte den Gerichtsdiener unter den Arm, und machte ihm mit seinen kräftigen Ellenbogen einen Weg durch die Menge frei. Das Volk ließ sie passieren und richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf die Thore der Conciergerie.

„Das Urtheil ist gefällt?“ fragte der junge Mann leise den Gerichtsdiener.

„Ja, Herr Toulan,“ flüsterte dieser. „Der Herr Parlamentsrath hat mir eben, da ich ihm ein Glas Wasser reichte, das Papier, worauf er es geschrieben, in die Hand gedrückt.“

„Gieb es mir, Jean, aber so, daß es Niemand sieht, sonst werden sie vermuthen, was das Papier enthält, und sie werden Alle darnach greifen, und es in Fetzen zerreißen.“

Der Gerichtsdiener schob mit einer raschen Bewegung ein kleines zusammengefaltetes Papier in die Hand des jungen Mannes, der ihm mit einem Kopfnicken und einem Lächeln dafür dankte, dann aber eilends seinen Arm losließ, und nach einer andern Richtung hin sich durch das Gedränge Bahn machte.

Bald hatte er, Dank seiner Jugendkraft und seiner Gewandheit, das dicke Gedränge durchschnitten, und

eilte jetzt leichten beflügelten Schrittes die nächst dem Plage belegene Straße hinunter, dann immer rascher durch Gassen und Gäßchen dahin, bis er das Thor erreicht hatte, das hinaus führte auf die Straße von Versailles. Außerhalb desselben sah man einen jungen Menschen in einer blauen Blouse, welcher müde und träge ein Pferd am Zügel auf der Landstraße auf und nieder führte.

„He, Richard, komme hierher,“ rief der junge Mann.

„Ah, Monsieur Toulan,“ jubelte der Bursche in der Blouse, indem er mit dem Pferd herbeirannte. „Kommen Sie endlich, Monsieur Toulan! Ich warte schon acht Stunden auf Sie!“

„Ich gebe Dir für jede Stunde einen Franc,“ rief Monsieur Toulan, indem er sich in den Sattel schwang. „Gehe jetzt nach Hause, Richard, und grüße meine Braut, wenn Du sie siehst.“

Er gab seinem Pferde einen tüchtigen Hieb, drückte ihm die Sporen in die Weichen, und das kräftige schlanke Thier flog, wie ein vom Bogen geschossener Pfeil auf die Straße nach Versailles dahin.

Auch in Versailles, auch im Königsschloß hatte man diesen Tag in lebhafter Unruhe und Erwartung hingebachtet. Der König hatte sich, nachdem er die täglichen Geschäfte mit seinen Ministern beendet hatte, in seine Werkstatt zurückgezogen, um mit seinem Schlossermeister Girard an einem neuen Schloße zu arbeiten, dessen künstliche Construction eine Erfindung des Königs war.

Auch die Königin Marie Antoinette hatte ihre Zimmer den ganzen Tag nicht verlassen, und selbst ihre Freundin, die Herzogin Julia von Polignac, hatte es nicht vermocht, durch ihr heiteres Geplauder und ihre sanfte Herzlichkeit die Königin aufzuheitern.

Endlich, da sie sah, daß all' ihr Bemühen vergeblich war, daß nichts den Trübsinn der Königin zerstreuen könne, hatte die Herzogin den Vorschlag gemacht, nach Trianon zu gehen, um dort den Birkel der vertrauten Freunde zu berufen.

Allein die Königin schüttelte traurig das Haupt und schaute die Herzogin mit einem schweremuthvollen Blicke an.

„Sie sprechen von dem Birkel meiner Freunde,“ sagte sie. „Ah, dieser Birkel ist von denen, welche ich für meine Freunde hielt, so vielfach durchbrochen und gefört worden, daß kaum noch einige zerrissene Enden davon übrig geblieben sind, und ich habe Furcht, sie wieder anzuknüpfen, denn ich weiß doch, daß sich nicht wieder heilen läßt, was einmal zerrissen worden.“

„Ew. Majestät glauben also nicht mehr an Ihre Freunde,“ fragte die Herzogin vorwurfsvoll. „Sie zweifeln an uns? Zweifeln auch an mir?“

„Ich zweifle nicht an Euch, und vor allen Dingen nicht an Dir, meine geliebte Julia,“ sagte Marie An-

toinette mit einem vollen, zärtlichen Blicke. „Ich zweifle nur an der Möglichkeit, daß eine Königin wahre und aufrichtige Freunde haben könne. Ich vergaß wohl immer meinen Freunden gegenüber, daß ich die Königin war, sie aber vergaßen es niemals.“

„Madame, sie durften es niemals vergessen,“ bemerkte die Herzogin sanft. „Bei aller Liebe für Ew. Majestät durften Ihre Freunde es niemals vergessen, daß sie Ihnen eben so viel Ehrfurcht als Liebe, eben so viel Unterwürfigkeit als Freundschaft schuldig waren. Sie durften sich Eurer Majestät niemals gleich stellen, und wenn Eure Majestät in der Huld Ihres schönen und zärtlichen Herzens geruhten zu uns herabzusteigen, und sich uns gleich zu stellen, so durften wir doch niemals so vermessen sein, zu Ihnen und erheben und uns unsere Königin gleich stellen zu wollen.“

„Oh, Julia, Du thust mir weh, unaussprechlich weh,“ seufzte Marie Antoinette, ihre Hände auf ihr Herz pressend, als wolle sie die Thränen zurückdrängen, die in demselben brannten und in ihre Augen emporsteigen wollten.

„Ew. Majestät wissen,“ fuhr die Herzogin mit ihrer sanften, und doch so grausamen Ruhe fort, „Ew. Majestät wissen, wie selten und schüchtern ich selber von der großen Vertraulichkeit, welche Sie mir gnädig gestatten wollen, Gebrauch mache, wie selten und wie zitternd meine Lippen es wagen, den theuren Namen meiner Königin auszusprechen, mit welchen Sie zu nennen eigentlich nur in den vertraulichsten Stunden Ihrer erhabenen Mutter und dem königlichen Gemahle gestattet ist. Ew. Majestät wissen ferner —“

„Oh, ich weiß Alles, Alles,“ unterbrach sie die Königin schmerzlich. „Ich weiß, daß eine Königin nicht dazu da ist, um glücklich zu sein, um zu lieben, um geliebt zu werden, um Freunde zu haben. Ich weiß, daß Ihr Alle, die ich so innig geliebt habe, Euch beinahe von meiner Liebe mehr erschreckt, als beglückt fühlet, ich weiß, daß mit dieser Erkenntniß das Glück von mir gewichen ist! Ich schaue in die Zukunft und sehe die düstern Wolken, welche heraufsteigen und uns mit Ungewittern drohen. Ich sehe Alles, ich mache mir gar keine Illusionen mehr! Es ist vorbei mit den schönen Tagen, vorbei mit dem Sonnenschein und dem Blumenduft von Trianon.“

„Ew. Majestät wollen also heute nicht dorthin gehen?“ fragte die Herzogin. „Es ist indessen so schönes Wetter, die Sonne scheint so prächtig, und wir werden einen so schönen Sonnenuntergang haben.“

„Einen schönen Sonnenuntergang?“ wiederholte Marie Antoinette mit einem bitteren Lächeln. „Man erlaubt es einer Königin mindestens, die Sonne untergehen zu sehen, die Etiquette hat nichts dagegen, daß die Königin die Sonne erblickt, und die Nacht kommen sieht. Aber es ist der Armen nicht gestattet, die Sonne aufgehen zu sehen und sich der Herrlichkeit des

aufgehenden Tages zu freuen. Ich habe einmal als Königin die Sonne aufgehen sehen, und man hat Peter darüber geschrieben und man hat es mir zum Verbrechen angerechnet, und ganz Frankreich hat gelacht über die Spottgedichte und Epigramme, mit welchen meine Feinde mich strafen für das Verbrechen, daß die Königin von Frankreich mit ihrem Hofe die Sonne hatte aufgehen sehen! Jetzt wollt Ihr mir erlauben, sie untergehen zu sehen! Aber ich will nicht, ich will nicht dies traurige Schauspiel der hereinbrechenden Nacht sehen. In mir ist es Nacht, und ich fühle die Gewitterstürme, welche heraufziehen! Gehen Sie, Julia, lassen Sie mich allein, denn Sie sehen wohl, es ist heute nichts mit mir anzufangen, ich kann nicht lachen, ich kann nicht heiter sein! Gehen Sie, denn meine Traurigkeit könnte Sie anstecken, und das würde mich doppelt traurig machen."

Die Herzogin Julia von Polignac erwiderte nichts, sie machte nur eine tiefe, ehrfürchtvolle Verbeugung und ging dann leisen, unhörbaren Schrittes über den Teppich nach dem Ausgang hin.

Die Königin hatte mit abgewandtem Gesicht dagestanden, jetzt, da das leise Anschlägen der Thüre ihr Ohr traf, wandte sie sich lebhaft um, und sah, daß sie allein war.

"Sie hat mich verlassen! Sie ist wirklich gegangen," seufzte die Königin schmerzlich. "Oh, sie ist wie die Andern alle! Sie hat mich nie geliebt! Aber wer liebt mich denn?" fragte sie verzweiflungsvoll. "Wer ist auf der Welt, der mich liebt, der vergißt, daß ich die Königin bin? Mein Gott, mein Gott, mein Herz sucht die Liebe, sucht die Freundschaft, und hat sie niemals gefunden. Und sie machen mir aus diesem Suchen ein Verbrechen! Sie klagen mich an, weil ich ein Herz habe! Oh, mein Gott, habe doch Erbarmen mit mir! Verhülle wenigstens meine Augen, daß ich den Treubruch meiner Freunde nicht sehe, erhalte mir wenigstens den Glauben an die Freundschaft meiner Julia! Laß mich nicht so bitter, so schmerzlich fühlen, daß ich einsam bin, trostlos einsam und allein!"

Sie schlug ihre Hände vor ihr Angesicht, und sank auf einen Sessel nieder, und saß lange so da, bewegungslos, ganz hingeeben ihren traurigen, schmerzvollen Gefühlen.

Nach einer langen Zeit ließ sie die Hände vom Antlitz gleiten, und schaute mit einem trüben, matten Blick umher. Die Sonne war untergegangen, es begann zu dämmern, und Marie Antoinette erschauerte in sich selber.

"Jetzt werden sie das Urtheil gesprochen haben," murmelte sie leise, "jetzt wird es schon entschieden sein, ob man die Königin von Frankreich ungestraft beleidigen und verdächtigen darf. Oh, wenn ich doch erst Nachricht, wenn ich Gewißheit hätte! Sagte nicht die Campan, daß sie — ich will zur Campan gehen."

Und die Königin erhob sich rasch, ging entschlossenen Schrittes aus ihrem Cabinet, dann durch das Toilettenzimmer daneben, und öffnete die Thür, welche in das Zimmer ihrer ersten Kammerfrau, der Frau von Campan, führte.

Frau von Campan stand am Fenster und schaute mit so gespannter Erwartung hinaus in die Dämmerung, daß sie das Eintreten der Königin nicht eher bemerkte, bis diese sie laut bei Namen rief.

"Mein Gott, die Königin," rief sie, erschrocken vom Fenster zurücktretend. "Die Königin und — hier bei mir!"

Marie Antoinette machte eine Bewegung der Ungebulb. "Sie wollen sagen, es ziemt sich nicht für die Königin, in das Zimmer ihrer vertrauten Kammerfrau einzutreten, es sei wider die Etiquette! Ich weiß das ja, aber es giebt Tage, meine gute Campan, wo die Etiquette keine Gewalt über uns hat, und wo hinter dem Königspurpur das arme Menschenkind in all' seiner Bedürftigkeit hervorsticht. Für mich ist es heute ein solcher Tag, und da ich weiß, daß Sie mir treu ergeben sind, so komme ich zu Ihnen. Sagten Sie mir nicht, Campan, Sie würden, sobald der Urtheilspruch gefällt worden, Nachricht davon erhalten?"

"Ja, Majestät, ich hoffe es, und stand deshalb am Fenster, um nach meinem Boten auszuschaun."

"Wie seltsam," sagte die Königin gedankenvoll. "Man nennt mich die Königin von Frankreich, und doch habe ich Niemand, der sich beeifert, mir Nachricht von diesem wichtigen Ereigniß zu geben, während meine Kammerfrau ergebene Freunde hat, die das für sie thun, was Niemand für die Königin thut!"

"Ich bitte Ew. Majestät um Verzeihung," erwiderte Frau von Campan lächelnd, "was man heute für mich thut, das thut man doch nur, weil ich die Kammerfrau der Königin bin! Ich war gestern beim Parlamentsrath Bugeaud, um nach langer Zeit die Familie wieder zu begrüßen, denn die Parlamentsrätthin ist eine Cousine von mir."

"Das heißt," sagte die Königin mit einem feinen Lächeln, "Sie waren dahin gegangen, nicht um Ihre Cousine, die Frau Parlamentsrätthin, sondern um den Herrn Parlamentsrath zu besuchen. Gesehen Sie es nur, meine gute Campan, Sie wollten ein wenig auf Bestechung ausgehen."

"Nun, ich gestehe es Eurer Majestät, ich wollte sehen, ob es wirklich wahr sei, daß der Parlamentsrath Bugeaud in das feindliche Lager übergegangen sei. Ew. Majestät wissen doch, daß Frau von Marsan alle Parlamentsräthe besucht und sie bei Gott und der heiligen Kirche beschworen hat, den Herrn Cardinal nicht zu verurtheilen, sondern ihn frei zu sprechen von aller Schuld?"

"Das heißt, sie will den Cardinal freigesprochen haben, damit ich verurtheilt werde!" rief die Köni-

gin heftig. "Denn ihn freisprechen, heißt mich anklagen, heißt meine Ehre beleidigen!"

"Das sagte ich auch meinem Cousin, dem Parlamentsrath Bugeaud, und ich fand glücklicherweise in seiner eigenen Familie Unterstützung. Oh, ich versichere Eurer Majestät, daß es in dieser Familie Personen giebt, welche Eurer Majestät von ganzer Seele ergeben sind."

"Wer sind diese Personen?" fragte die Königin. "Nennen Sie sie mir, damit ich in meinen traurigen Stunden mich ihrer erinnern kann!"

"Da ist zuerst die Tochter des Parlamentsraths, die hübsche Marguerite, welche so sehr schwärmt für Eurer Majestät, daß sie von ihrem geringen Taschengelde so viel spart, damit sie bei jedem großen Festtage nach Versailles herüberfahren kann, um Eurer Majestät zu sehen; und dann vor allen Dingen ist da der Bräutigam dieser kleinen Person, ein junger Mann Namens Loulan, ein geistvoller, prächtiger junger Mensch, der mit begeisterungsvoller Verehrung an Eurer Majestät hängt. Er ist es auch, der mir versprochen hat, mir sogleich Nachricht zu bringen, wenn das Urtheil gefällt ist, und seiner Beredtsamkeit verdanke ich es mehr, als meiner eigenen, daß der Parlamentsrath Bugeaud die Nothwendigkeit einsah, sein Votum gegen den Cardinal abzugeben, und daß wir ihn für die gute Sache gewonnen haben."

In diesem Augenblick ward die Thür, die in die Antichambre führte, hastig geöffnet, und ein Lakay trat ein.

"Der Herr, welchen Sie erwarten, ist so eben angelangt," berichtete er.

"Es ist Herr Loulan," flüsterte Frau von Campan der Königin zu. "Er bringt das Urtheil. Sagen Sie dem Herrn," sagte sie dann laut zu dem Lakayen, "er möge nur einen Moment im Vorzimmer warten, ich würde ihn sogleich empfangen. Gehen Sie! — Ich bitte nun Ew. Majestät," fuhr sie fort, als der Lakay sich entfernte hatte, "ich bitte nun Ew. Majestät, mir gnädigst gestatten zu wollen, daß ich den jungen Mann hier empfangen."

"Das heißt, meine liebe Campan," sagte die Königin lächelnd, "Sie bitten mich, Ihnen den Platz zu räumen und dieses Zimmer zu verlassen. Ich bin aber gar nicht gewillt dazu, sondern ich ziehe es vor, hier zu bleiben. Ich will doch den jungen Mann sehen, von dem Sie sagen, daß er mir so treu ergeben ist, und dann auch möchte ich so schnell als möglich die Nachrichten erfahren, welche er bringt. Sehen Sie, der Kaminschirm da ist viel höher als ich, und wenn ich mich hinter denselben stelle, wird der junge Mann gar keine Ahnung von meiner Anwesenheit haben, um so mehr, da es schon dunkel ist. Lassen Sie ihn also eintreten, denn ich bin sehr gespannt auf seine Nachrichten!"

Die Königin trat rasch hinter den hohen Kamin-

schirm, der allerdings ihre Person vollkommen verbarg, und Madame Campan öffnete die Thür des Vorzimmers.

"Treten Sie ein, Herr Loulan," rief sie, und sofort erschien in der offenen Thür die hohe, kräftige Gestalt des jungen Mannes. Seine Wangen waren erbleicht von dem raschen Ritt, seine Augen glühten, und sein Athem war rasch und ungestüm.

Madame Campan reichte ihm ihre Hand dar, und grüßte ihn mit einem freundlichen Lächeln. "Sie haben also Wort gehalten, Herr Loulan?" fragte sie. "Sie bringen mir die Nachricht von der Entscheidung des Gerichtshofes?"

"Ja Madame, ich bringe sie," erwiderte er leise und bekümmert. "Ich bedaure nur, daß Sie so lange haben warten müssen, aber es ist nicht meine Schuld. Es schlug acht Uhr vom Thurm Saint Jacques, als ich die Nachricht erhielt."

"Acht Uhr?" fragte Frau von Campan, auf die Pendule blickend. "Es ist jetzt kaum neun Uhr. Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie die vier Meilen von Paris bis Versailles in einer Stunde geritten sind?"

"Ich habe es gethan, und ich versichere Sie, es ist nichts Besonderes. Ich hatte an vier Haltepunkten frische Pferde stellen lassen, und die Pferde waren gut. Ich glaubte zuweilen auf einem Vogel durch die Luft zu fliegen, und mir ist noch jetzt, als ob ich flöge. Ich bitte um Vergebung, wenn ich mir erlaube, mich zu setzen, aber die Füße zittern mir ein wenig."

"Setzen Sie sich, mein lieber junger Freund," rief die Campan, und sie beeilte sich, dem jungen Manne selber einen Sessel herbeizurufen.

"Nur einen Augenblick," sagte er, auf denselben niedersinkend. "Aber glauben Sie mir, es ist nicht der rasche Ritt, welcher meine Füße zittern macht, sondern die Freude, die Aufregung. Ich werde vielleicht das Glück haben, der Königin einen kleinen Dienst erzeigt zu haben, denn Sie sagten mir ja, es würde Ihrer Majestät außerordentlich wichtig sein, so schnell als möglich das Urtheil zu erfahren, und nicht wahr, es ist mir Niemand zuvorgekommen?"

"Mein, mein Freund, die Königin wird die Nachricht zuerst durch Ihre Vermittelung erfahren, und ich werde es Ihrer Majestät sagen, daß ich dieselbe durch Sie erhalten habe."

"Mein, Madame," rief er lebhaft, "mein, sagen Sie das der Königin lieber nicht, denn wer weiß, ob diese Nachricht gut ist, oder ob sie nicht vielmehr das edle, stolze Herz der Königin betrübt, und dann würde mein Name, wenn sie ihn bei dieser Gelegenheit erführe, ihr sicher nur unangenehm sein. Möge die Königin ihn lieber niemals hören, als daß sie ihn bei einer Sache erfährt, die ihr vielleicht nicht angenehm ist."

"Mein Gott, Sie wissen also nicht, wie das Urtheil

ausgefallen ist?“ fragte die Campan erstaunt. „Sie kommen hieher, um mir das Urtheil mitzutheilen, und jetzt sagen Sie, daß Sie es nicht kennen?“

„Ich kenne es nicht, Madame. Der Parlamentsrath, der Vater meiner Braut, hat es mir schriftlich gesandt, und ich habe mir nicht die Muße gegönnt, es zu lesen. Vielleicht war ich auch zu feig dazu, denn wenn ich gesehen hätte, daß es für die Königin ein Vergerniß enthielte, dann würde ich wohl nicht den Muth gehabt haben, hieher zu kommen, um Ihnen das Papier zu übergeben. Ich las es also nicht, und dachte nur daran, daß ich der Königin vielleicht eine Viertelstunde Nerven, Unruhe und Erwartung ersparen könne. Hier, Madame, hier ist das Papier, welches das Urtheil enthält. Bringen Sie es Ihrer Majestät, und möge der Gott der Gerechtigkeit geben, daß es nichts Betrübens für die Königin enthält!“

Er stand auf, und überreichte Frau von Campan das Papier. „Und jetzt, Madame,“ fuhr er fort, „erlauben Sie mir, mich zu entfernen, um nach Paris zurückzukehren, denn meine Braut erwartet mich, und außerdem befürchtet man in Paris Unruhen. Ich muß also da sein, mein Haus zu schützen.“

„Gehen Sie, mein junger Freund,“ sagte die Campan, ihm herzlich die Hand drückend. „Nehmen Sie meinen innigsten Dank für Ihre Treue und Hingabe, und seien Sie gewiß, daß die Königin davon erfahren soll. Leben Sie wohl! Gehen Sie!“

„Nein,“ rief Marie Antoinette, indem sie mit einem Lächeln hinter dem Schirm hervortrat, „nein, gehen Sie noch nicht, mein Herr! Bleiben Sie, um den Dank Ihrer Königin zu empfangen, für den uneigennütigen Eifer, welchen Sie für mich an den Tag gelegt haben.“

„Die Königin,“ murmelte Toulan erblaffend, „die Königin!“

Und auf seine Knie niedersinkend, blickte er mit einem solchen Ausdruck von Entzücken und Bewunderung zu der Königin empor, daß Marie Antoinette davon bewegt und gerührt ward.

„Ich habe Ihnen Vieles zu danken, Herr Toulan,“ sagte sie. „Nicht bloß, daß Sie für mich der Ueberbringer einer wichtigen Nachricht sind, danke ich Ihnen auch die Erkenntniß, daß die Königin von Frankreich doch auch noch ergebene Diener und treue Freunde hat, und diese Erkenntniß thut mir so wohl, daß dadurch, selbst wenn Sie der Ueberbringer schlimmer Nachrichten wären, dieselben mir gesänftigt erscheinen. Ich danke Ihnen nochmals, Herr Toulan!“

Toulan begriff, daß die Königin ihn verabschiedete, er stand auf, und schwanke nach der Thür hin, rückwärts gehend, die Augen unverwandt auf die Königin geheftet, dann, indem er die Thüre schon geöffnet hatte, sank er, gleichsam überwältigt von dem innern Sturm seiner Gefühle, zum zweiten Mal auf die Knie nieder,

und seine Hände fallend, hob er die großen leuchtenden Augen zum Himmel auf.

„Gott im Himmel,“ sagte er laut und feierlich, „ich danke Dir für das Glück dieses Augenblickes. Ich weihe mich von diesem Augenblicke an dem Dienste meiner Königin. Sie wird fortan die Gottheit sein, welcher ich diene, und der ich, wenn ich ihr nützen kann, mein Blut und mein Leben freudig zum Opfer darbringe. Dies schwöre ich, und Gott und die Königin haben meinen Schwur gehört!“

Und ohne noch einen einzigen Blick auf die Königin zu werfen, ohne sie zu begrüßen, stand Toulan auf, und verließ leise das Gemach, dessen Thür er hinter sich zurückte.

„Seltsam,“ murmelte die Königin, „wahrlich seltsam. Bei seinem Schwur fuhr mir ein Schauer durch die Seele, und es war Etwas in mir, welches mir sagte, daß ich dereinst sehr unglücklich sein werde, und daß ich dann diesen jungen Mann neben mir sehen würde.“

„Ew. Majestät sind heute aufgeregter, und da scheint Alles eine Bedeutung und einen trüben Sinn zu haben,“ sagte Frau von Campan leise.

„Aber das Urtheil, das Urtheil,“ rief die Königin. „Geben Sie mir das Papier, ich will es selber lesen.“

Frau von Campan zögerte. „Würde Ew. Majestät es nicht vielleicht vorziehen, es in Gegenwart des Königs zu empfangen, und es sich von Sr. Majestät vorlesen zu lassen?“

„Nein, nein, Campan! Wenn es günstig ist, dann werde ich die Freude haben, dem König eine gute Nachricht mitzutheilen. Wenn es ungünstig ist, dann ist es gut, daß ich mich sammle und fasse, bevor ich den König sehe.“

„Aber es ist schon so dunkel hier, es wird unmöglich sein, Geschriebenes zu lesen!“

„Sie haben Recht, lassen Sie uns in mein Cabinet gehen,“ rief die Königin. „Man wird dort schon die Lichter angezündet haben. Kommen Sie, Campan, da ich Ihnen die schnelle Kunde verdanke, sollen Sie auch die Erste sein, welche sie erfährt! Kommen Sie, Campan, begleiten Sie mich!“

Beiflügelten Schrittes kehrte die Königin in ihre Gemächer zurück und trat in ihr Cabinet ein, gefolgt von Frau von Campan, die gesenkten Hauptes voll träber Ahnung hinter ihr herschritt.

Die Königin hatte Recht gehabt, man hatte in ihren Gemächern die Lichter schon angezündet. Der Kronleuchter brannte in ihrem Wohnzimmer und verbreitete Tageshelle in dem weiten Raum. In ihrem Porzellan cabinet dagegen herrschte ein milderes Licht, wie Marie Antoinette es liebte, wenn sie allein und sans cérémonie war. Die Kerzen auf dem Lustre waren nicht angezündet, und auf dem Tische von Sevres Porzellan und Rosenholz, der vor dem Divan sich befand, standen zwei silberne Leuchter, jeder nur mit zwei

Armen, um eine Wachskerze zu tragen. Diese vier Lichter auf den Leuchtern waren die einzige Beleuchtung des Cabinets.

„Jetzt, Campan,“ sagte die Königin, sich in dem Fauteuil niederlassend, der vor dem Tische neben dem Divan stand, „jetzt geben Sie mir das Papier. Oder nein, lesen Sie es mir lieber vor. Aber genau so, wie es da steht. Sie versprechen mir das?“

„Ew. Majestät haben befohlen, und ich muß gehorchen,“ sagte die Campan sich verneigend.

„Lesen Sie, lesen Sie!“ drängte Marie Antoinette. „Lassen Sie mich das Urtheil wissen.“

Die Campan faltete das Papier auseinander, und trat mit demselben dicht zu den Lichtern, welche auf dem Tische standen, heran, um besser sehen zu können. Marie Antoinette neigte sich vorwärts, und beide Hände in ihren Schooß gefalten, blickte sie mit dem Ausdruck glühender Erwartung zu Frau von Campan empor.

„Lesen Sie, lesen Sie,“ wiederholte sie mit zitternden Lippen.

Frau von Campan verneigte sich und las: Erstens. Das Schriftstück, die Basis des Processes, die Wechsel und Unterschriften werden für eine betrügerische Nachbildung und für fälschlich der Königin zugescriben erklärt.

Zweitens: Der Graf Lamotte wird in contumaciam zu lebenslänglicher Galeere verurtheilt.

Drittens: Die Dame Lamotte wird gepeitscht, auf beiden Schultern gezeichnet mit dem Buchstaben O und auf Lebenszeit in das Hospital eingeschlossen.

Viertens: Retour de Bilette wird für seine Lebenszeit aus Frankreich verbannt.

Fünftens: Mademoiselle d'Ursa wird außer Anklage gesetzt.

Sechstens: Der Herr Cardinal —

„Nun,“ rief die Königin auffahrend, „warum stocken Sie, Campan, warum zittern Sie? Man hat ihn freigesprochen, ich weiß es jetzt schon, denn wir sind ja schon bei der Liste der Unschuldigen. Lesen Sie weiter, Campan.“

Und Frau von Campan las weiter: Der Herr Cardinal wird von jeder Anklage freigesprochen. Es ist ihm erlaubt, dieses Urtheil drucken zu lassen.“

„Freigesprochen,“ rief die Königin, indem sie von ihrem Sessel aufsprang, „freigesprochen! Oh, Campan, es ist also wahr, was ich fürchtete! Die Königin von Frankreich wird das Opfer schändlicher Cabalen und beleidigender Intriguen. Die Königin von Frankreich wird in ihrer Ehre, ihrer Würde, ihrer Tugend von einem ihrer Unterthanen beleidigt und gekränkt, und man hat für ihn keine Strafe, man spricht ihn frei! Beklagen Sie mich, Campan! Aber ich hinwieder, ich beklage Sie, ich beklage Frankreich. Wenn ich keine unparteiischen Richter gefunden habe in einer Sache, die meinen Charakter verdunkelte, was

können Sie, was können alle die Andern hoffen, wenn Sie einen Proceß haben, der ihr Glück und ihre Ehre betrifft. Ich bin betrübt, oh betrübt in meiner innersten Seele, und mir scheint, als ob mein ganzes Leben sich verdüstere von diesem Augenblicke an, als ob der Schatten der Nacht sich über mich herablenke, und — Mein Gott,“ unterbrach sich die Königin auf einmal, was ist das? Haben Sie das Licht ausgeblasen, Campan?“

„Ew. Majestät sehen wohl, daß ich ganz abgewendet von den Lichtern stehen!“

„Aber sehen Sie nur,“ rief die Königin, „eins der Lichter ist verlöscht.“

„Es ist wahr,“ sagte Frau von Campan, nach dem Lichte hinschauend, von welchem nur noch ein bläulicher Dampf emporstieg. „Das Licht ist verlöscht, aber wenn Ew. Majestät erlauben, so —“

Sie verstummte, und ihre Miene nahm den Ausdruck des Schreckens und des Staunens an.

Das Licht, welches auf dem zweiten Arm dieses Leuchters stand, verlöschte gleichfalls.

Die Königin sagte kein Wort. Sie starrte mit bleichen Lippen, mit weit geöffneten Augen zu den beiden Lichtern hin, an denen jetzt eben das letzte Fünkchen erlosch.

„Erlauben Ew. Majestät, daß ich die Lichter wieder anzünde,“ sagte Frau von Campan, indem sie die Hand nach dem Leuchter ausstreckte.

Aber die Königin hielt ihre Hand fest. „Lassen Sie,“ flüsterte sie, „ich will doch sehen, ob auch die beiden andern Lichter —“ Mählich zuckte sie zusammen, und sich langsam von ihrem Fauteuil erhebend, deutete sie mit stummem Entsetzen auf den zweiten Armleuchter hin.

Eins der beiden Lichter war erloschen.

Es brannte nur noch ein Licht, und die Schatten der Dunkelheit erfüllten das Cabinet. Nur das eine Licht verbreitete noch etwas Helle in der Mitte desselben und beleuchtete mit grellem Schein das bleiche, entsetzte Angesicht der Königin.

„Campan,“ flüsterte sie, mit erhobenem Arm auf das einzige, noch brennende Licht hindeutend, „Campan,“ wenn dieses vierte Licht gleich den andern drei erlosch, so ist das für mich ein böses Dmen, welches mir nahendes Unglück verkündet.“

In diesem Moment knisterte das Licht auf, und streute einen helleren Schein aus; dann ward sein Glanz matter, seine Flamme kleiner.

Nun noch ein helles Aufbläcken, und — das Licht war erloschen, und tiefe Dunkelheit herrschte jetzt in dem Cabinet.

Die Königin stieß einen lauten, durchdringenden Schrei aus, und sank ohnmächtig zusammen.

* Die eigenen Worte der Königin. Siehe: Mémoires de Madame de Campan. II. 23.